

Robert Kaltenbrunner

## Alltag und schöner Schein Über die geheimen Verbindungslinien von Stadt und Ästhetik, Teilhabe und Lebensstil – eine Sammelbesprechung

**FRANK ECKARDT, Die komplexe Stadt. Orientierung im urbanen Labyrinth, Wiesbaden: VS Verlag 2009, 231 S., € 39,30.**

**Jörn Köppler, Sinn und Krise moderner Architektur. Zeitgenössisches Bauen zwischen Schönheitserfahrung und Rationalitätsfragen, Bielefeld: transcript Verlag 2010, 300 S., € 29,80.**

**Jürg Sulzer (Hrsg.), Stadtgestalten. Visionen, Allianzen, Wege, Berlin: Jovis 2009, zahlr. Abb., 176 S., € 24,80.**

**HELMUT BERKING/MARTINA LÖW (Hrsg.), Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung, Bd. 1), Frankfurt a.M.: Campus Verlag 2009, 335 S., € 34,90.**

Wie das urbane Gewebe, so sei, formulierte Claude Lévi-Strauss, „auch das soziale und kulturelle Gewebe durch und durch löchrig. Man musste sich nur ein Loch aussuchen und hindurchschlüpfen, wenn man wie Alice hinter die Spiegel gelangen wollte, wo man eine verzauberte, unwirklich scheinende Welt finden konnte.“ Was der Ethnologe schon vor mehr als zwanzig Jahren zu sehen glaube, als sich die postmoderne Stadt soeben anschlackte, den öffentlichen Raum in ihrem Zentrum zu privatisieren, indem er musealisiert und von der Unterhaltungsindustrie kommerzialisiert wurde, das hat sich längst als gesellschaftliche Tendenz etabliert.



Doch was heiße es, wenn die Stadt für den Bewohner das gleiche bedeutet, was die Ornithologie für die Vogel ist? Wenn die Bevölkerung nur müde und seltsam unberührt zur Kenntnis nimmt, wie ihre Stadtzentren auf einen nachindustriellen Kurs getrimmt werden? Wenn der Begriff „Gestalt“ zwar behauptet, dass das Ganze mehr sei als die Summe seiner Teile, aber verschweigt, dass die Addition der Teile zu diesem Ganzen nicht naturwüchsig ist, sondern ein gesellschaftlicher Akt? Auf solche Fragen eine Antwort zu finden, hängt von der persönlichen Werthaltung ab und ist wohl stets ambivalent eingefärbt. Immerhin bieten sie Anlass, über das Wechselverhältnis von Gesellschaft und gebauter Umwelt nachzudenken. Einige Neuerscheinungen geben dem nun zusätzliche Nahrung. Was sie bei aller Unterschiedlichkeit vereint, das ist ihr Anspruch, Räume und Häuser nicht bloß als unbelebtes Erwas, sondern als Substrat übergeordneter Zusammenhänge wahrzunehmen.

Freilich wird es dann schnell unübersichtlich – was Frank Eckardt schon in seinem Titel

deutlich macht. Ihm ist es darum zu tun, Theoriebestände aufzuspüren, die sich ansatzweise mit der Komplexität des Urbans beschäftigen und die entsprechend ausbaufähig sind. Die bisherige Stadt(geschichts)forschung jedenfalls genügt seinen Ansprüchen nicht, füße sie doch auf einem relativ einfachen Stadtbegriff, in dem die vielschichtigen Wechselverhältnisse von Kultur-, Gesellschafts- und Naturgeschichte nicht zum Tragen kämen. Beispielsweise sagt ein Gebäude oder Ensemble noch „nichts über ihren früheren Sinn- und Nutzungszusammenhang und noch viel weniger über die Bedeutung für den heutigen Betrachter und Benutzer. Aus Kirchen werden Parkhäuser und Diskotheken, die Pyramiden wurden jahrhundertlang als Teppichlager benutzt. Dennoch ist die gebaute Stadt nicht beliebig lesbar und kann zugleich „an sich nicht wahrgenommen werden.“ Dafür und deshalb brauche es „Imagination“, sie führe gewissermaßen zu einer komplexen Ordnung, indem sie einerseits für das wirkliche Leben Orientierungspunkte biete, und andererseits eine Reflexion realer Vorgänge darstelle. Eckardt sucht nach einem transdisziplinären Zugang, will jenen Zustand überwinden, in der die einzelnen Wissenschaften bei Beibehaltung ihrer eigenen Logik sich austauschen. Stadt offenbar sich ihm als eine besondere Konfiguration von Geschichtlichen und Gegenwartigem, von gebauter Umwelt und dem daraus entstehenden Sozialen – aber auch von der Gestaltungskraft des Räumlichen. Gleichwohl, und nicht zu Unrecht, bemängelt er, dass die Architektur der Unsicherheit und Entfremdung des modernen Lebens keinen alternativen Entwurf entgegenstellt.

Wirft dieser Befund die Frage nach den latenten Konfliktdimensionen zwischen Architektur und Benutzern auf, so sucht Jörn Köppler nach einem verbindlichen Sinngehalt, der von der heutigen Baukunst ausgeht und in die moderne Gesellschaft hineinwirkt. Recht fundig wird er nicht. Weil der Mensch nicht einmal schlüssig seine gesellschaftliche Grundhaltung normativ begründen könne, wie solle er da ar-

chitektonische Werke von allgemeiner Bedeutung entwerfen können? Sein Rezept, sich deshalb erneut auf die Avantgarde von vor hundert Jahren zu beziehen, hängt seltsam beziehungslos im Raum. Denn dass es sich angesichts der weitgehenden Lebensferne und Sinnfremdheit des zeitgenössischen Bauens lohnte, wieder anzuknüpfen an diesen Architekturgedanken einer geistig-ästhetischen Moderne, begründet sich darin, dass in diesem Gedanken die Möglichkeit von Wahrheit, Sinn selbst also geborgen ist. Köppler beklagt die „bodenlos wirklichkeitstrenden Diskurse“ und betreibt doch selbst einen solchen.

Überhaupt, was bringen diese Reflexionen? Mag das Erscheinungsbild der Städte auch unbefriedigend sein, das Leben selbst ist es ja nicht unbedingt. Hat doch heute etwa der typisch urbane Mix aus unsanfteren Gründerezeit-Häusern und durchgestylten Restaurants, aus leeren Lagerhallen und abgefahreten Szenetreffs, Graffiti-geschmückten Bauzäunen, exklusiven Boutiquen, aus zugewillten Brachen und experimentellen Underground-Lokalkitäten den richtigen „Vibe“ für alles, was „cool“ und bei Kasse ist. Wäre deshalb nicht das abstrakte, aus dem Typus hergeleitete Verständnis der Stadt durch ein konkretes, von den Spuren des Alltages gezeichnetes zu ersetzen? So simpel ist die Sache nicht. Jürg Sulzers Sammelband deutlich macht. Kultur stammt von dem Lateinischen „cultura“; Sorge um etwas. Eben dies ist hier der Beweggrund. Wie geht man etwa damit um, wenn die Strukturen des urbanen Lebens in Design-Laboratorien und Architektenbüros entwickelt werden, statt sich aus der Nutzung des öffentlichen Raums zu ergeben? Seit einiger Zeit zeichnen sich, darauf weist Jacqueline Burckhardt hin, Tendenzen ab, die dem begegnen. Im Unterschied zu den so genannten „drop sculptures“ – auf sich selbstbezogene, autonome, im Stadtraum aufgestellte Arbeiten – entwickelt sich eine künstlerische Praxis, die den (Stadt)Raum konzeptuell integriert. Was also wäre dann Stadtgestaltung? „Vielleicht könnte man sagen, dass es sich um eine ästhetische Le-

bens- oder Alltagswissenschaft handelt, der es darum zu tun ist, die Bewegung des Urbanen im Gefüge von lebensweltlichen, psychischen, sozialen und politischen Faktoren gleichzeitig situativ zu bestimmen und für das Handeln im Unbestimmten zu öffnen.“ (Christopher Del) Nun gibt es augenscheinlich kein Problem, welches nicht schon an und in den Städten imaginiert worden wäre. Die aktuelle Perspektivenvielfalt aber verdeckt ihr einheitsstiftendes Fundament. Denn immer ist es die „Stadt“, die für etwas anderes – etwa Gesellschaft, Moderne, Kapitalismus – steht. Die Autoren nehmen dieses Dilemma einer Stadtforschung, die sich für die konkreten Konstellationen in einer Stadt nicht interessiert, zum Anlass, um eine dezidierte Gegenposition zu formulieren. So erfreulich wie ertragreich ist das schon deshalb, weil die „Stadt der Soziologen für gewöhnlich ein unsinnlicher Ort ist, eine Stadt, die man nicht hört, nicht riecht, nicht schmeckt, genau genommen ein Nicht-Ort“ (Rolf Lindner). Der Schlüsselbegriff für dieses Unterfangen findet sich bereits im Titel, den die Mitherausgeberin *Martina Löw* maßgeblich geprägt hat. Mit „Eigenlogik“ meint sie, dass die Struktur einer Stadt sich auf deren Bewohner auswirkt, die Stadt sich so gewissermaßen in die Körper ihrer Bewohner einschreibt.

Es geht um jene dialektische Beziehung, in der die gesellschaftliche Wirklichkeit nicht nur Ausdruck des Sozialen, sondern auch des



Physischen ist und vice versa. Und das macht ja auch die Eigenlogik von Städten aus: Sie sind nicht nur der Handlungsrahmen, innerhalb dessen man agiert; sondern diese Vorgänge konstituieren Wirklichkeit; und diese Realität wiederum bringt den Akteur mit seinem Bewusstsein hervor, seinen Möglichkeiten und Chancen, seinen Dispositionen und Bedürfnissen. Zwar könne die „Stadt als tektonische Realität“ nicht Geschichten erzählen, „sondern nur die Bedingungen verkörpern, unter denen sie ablaufen“ (Gerd Held) – die aber sind prägend genug. Dass eine lokale Biersorte in Köln sehr viel mehr stolze Identifikation herzustellen vermag als etwa in Frankfurt, dass Melancholie oder Optimismus damit zusammenhängen, ob die Bürger einer Stadt aktiv an deren Gestaltung teilhaben; dass die „love parade“ in Berlin anders funktioniert als in Dortmund oder Essen: Gehört haben wir das zwar schon, aber bezeugt hat es bislang niemand.

**ULRICH FISCHER, *Stadgeschichte im Zeichen der Eroberung. Englische Kathedralstädte in frühnormannischer Zeit 1066-1135 (Städteforschung Reihe A: Darstellungen, Bd. 72) Köln: Böhlau 2009, 23 Abb., 19 Pläne, 1 Tabelle, XIII / 583 S., € 64,90.***

Die vorliegende Dissertation wurde im Wintersemester 2002/2003 an der Universität Münster abgeschlossen. Der Verfasser hat dem Werk als erstes Kapitel eine umfassende Einführung vorausgestellt. Er weist dort auf die Veränderungen hin, die z. B. Durham, Winchester und Norwich als Kathedralstädte in frühnormannischer Zeit erlebten. Nicht nur wachsende Bevölkerung, sondern auch große Bauprogramme in sakraler und profaner Architektur prägen die Städte um. Die zentrale Rolle der Kathedralstädte wird vom Verfasser hinterfragt. Sein Untersuchungsraum ist das heutige England und die beiden Kirchenprovinzen Canterbury und York in der Zeit von etwa 1066-1135. Nach Würdigung der Quellenlage spricht der Verfasser den Forschungsstand an, der trotz der zahlreichen Veränderungen in den Kathedralstädten nicht umfangreich ist. Er will in seiner Arbeit die bauliche Entwicklung der Städte als Quelle der sozial- und mentalitätsmäßigen Einordnung der frühnormannischen Periode behandeln. Dabei wird der Verfügungs- und Gestaltungsraum eine Rolle spielen, ebenso die Architektur und der Habitus der Städte. Im zweiten Kapitel seiner Arbeit stellt der Verfasser die Bischofsitze in der angelsächsischen Zeit vor. Die Sakralbaukultur dieser Zeit hatte eine deutlich kleinere Dimension als die spätere romanische, die sich in der frühnormannischen Zeit durchsetzte. Aus der Zurückhaltung ergab sich ein deutlich homogener Stadtrundriss. Die länd-

lichen Kathedralen waren zwar deutlich dominanter, doch war ihre Umgebung ländlich geprägt. Im dritten Kapitel wendet sich der Verfasser den „normannischen Profanbauten“ von Burgen und Residenzen zu, wobei er eine Reihe von Städten behandelt. Das vierte Kapitel ist dem Verlegungen von Bischofsitzen im normannischen England gewidmet. Abschließend stellt er die Resultate für Bischöfe und Kirchen sowie die urbane Landschaft dar. Die Verlegungen haben das Bischofsamt auch in England zu einem urbanen Amt gemacht und die Bischöfe stärker als bisher in das Geschehen der Stadt einbezogen. Das fünfte Kapitel behandelt die normannischen Dom- und Abteikirchen in englischen Kathedralstädten. Der Verfasser ordnet diese in drei Gruppen ein: 1. Baubeginn bis 1087 mit Canterbury, Lincoln, Rochester, Sarum, Chichester, York Kathedrale, Winchester und Ely; 2. Baubeginn bis 1100 mit York St. Maria Abteikirche, Durham, London, Bath, Norwich und Chester; 3. Baubeginn nach 1100 Sarum, Hereford, Winchester, Hyde Abbey und Exeter. Überall setzte sich der monumentale romanische Sakralbau durch, der die künftige bauliche Struktur der Kathedralen Englands prägte. Das nächste Kapitel ist der Raumordnung gewidmet – wobei zuerst Infrastrukturmaßnahmen betrachtet werden, wie Märkte und Messen, Brücken, Vorstädte, Mauern und die Sakraltopographie – und der geistlichen Infrastruktur mit dem Wandel nach 1066. Hier werden die Burgstädte wie Norwich, Hereford, Thetford und Durham betrachtet und ebenso die Umgrenzung und Ausgrenzung in Bath, die Kathedralbezirke in angelsächsischer und normannischer Zeit sowie die Herrschaftstopographie am Beispiel der Ausweitungen der Sakral- oder Residenzbezirke in normannischer Zeit und die räumlichen Beziehungsgeflechte